

Das Risiko hängt von den Genen und der Kindheit ab

Schwere Depressionen werden vererbt und durch das Verhalten der Eltern beeinflusst, erklärte der Neurologe und Psychiater Dr. med. Christian Figge in seinem Vortrag.

Psychisch erkrankte Eltern erhöhen das Risiko ihrer Kinder, später an schweren Depressionen zu leiden. Sie beeinflussen die Erkrankungswahrscheinlichkeit nicht nur durch die Weitergabe von Risikogenen, sondern auch durch ihr Verhalten - das sich auf genetischer Ebene niederschlägt. Über diese epigenetischen Veränderungen sowie die daraus resultierenden Konsequenzen für die Depressionstherapie sprach der Neurologe und Psychiater Dr. med. Christian Figge beim Ärzteforum Weser-Ems.

Zwar gebe es eine genetische Komponente, die das Risiko erhöht, im Laufe des Lebens depressiv zu erkranken, sagte Dr. Figge, Chefarzt der Klinik für Allgemeine Psychiatrie und Psychotherapie der Karl-Jaspers-Klinik in Bad Zwischenahn. Allerdings hätten bereits früher Untersuchungen, unter anderem an eineiigen Zwillingen, gezeigt, dass allein das Vorhandensein von Risikogenen nicht unweigerlich zum Auftreten der Erkrankung führt. Viele schwer depressive Patienten schilderten in der Anamnese, dass es bereits in der Kindheit zu belastenden Situationen mit ihren Eltern oder anderen nahen Personen gekommen ist. "Neuere Forschungsergebnisse geben Hinweise, dass sich dieser Zusammenhang auch neurobiologisch abbildet", erklärte der Psychiater.

Das Verhalten der Eltern oder andere belastende Erlebnisse können natürlich nicht die genetische Ausstattung verändern - jedoch deren Expression. Wie Dr. Figge erläuterte, hat sich in Laboruntersuchungen gezeigt, dass die vorhandenen Gene durch chemische Reaktionen an- oder abgeschaltet werden können. Dies bewirkt unter anderem, dass die Produktion von Botenstoffen und Wachstumsfaktoren erhöht oder reduziert wird. Erheblicher Stress in der Kindheit reduziert diese Expression von Wachstumsfaktorgenen erheblich, wie im Tierversuch festgestellt wurde.

Dieser Effekt lässt sich auch beim Menschen nachweisen. So nimmt die Produktion des Nervenwachstumsfaktors BDNF durch epigenetische Veränderungen deutlich ab, wenn in der frühen Kindheit traumatische Erlebnisse zu verarbeiten sind. Ergebnis ist einerseits ein reduziertes Wachstum von Nervenzellen im Hippocampus, andererseits eine lebenslang erhöhte Empfindlichkeit für Stress oder die Entwicklung von Depressionen. Dabei korreliert das Ausmaß der epigenetischen Veränderungen mit Dauer und Intensität der Traumatisierung. "Selbst Belastungen der Mutter in der Schwangerschaft können sowohl im Tierversuch als auch beim Menschen epigenetische Veränderungen beim Kind auslösen", so Dr. Figge.

Diese neueren Ergebnisse sprächen dafür, mit der Prophylaxe von psychischen Erkrankungen, insbesondere von Depressionen, so früh wie möglich zu beginnen, betonte der Psychiater. "Indem man die Situation psychosozial belasteter Mütter stabilisiert, hilft man dementsprechend auch den Kindern." Die Karl-Jaspers-Klinik bietet seit diesem Jahr nicht nur eine Mutter-Kind-Einheit für die stationäre Behandlung von Müttern zusammen mit ihren Kindern an. Sondern auch eine Ambulanz zur Beratung psychisch erkrankter Frauen in der Schwangerschaft und rund um die Geburt. "Unser Angebot wird von den Betroffenen gut angenommen", sagte Dr. Figge.